

Hans-Joachim Lenger

Die Ökonomie des Titels

Nachtrag zur Causa Guttenberg

Den eigenen Namen umkränzt der akademische Titel wie eine Aureole. Er erzeugt den Raum einer Erwartung, die seinen Träger wie den Abgesandten einer anderen Welt begrüßt. Plakate der FDP etwa kündigen nicht etwa Guido Westerwelle, sondern einen „Dr. Guido Westerwelle“ an. Immer neu wird in Erinnerung gerufen, dass die amtierende Bundeskanzlerin Doktorin der Physik sei und Politik deshalb wie eine Versuchsanordnung betreibe: stets auf exakte Ergebnisse bedacht und mit jener Präzision arbeitend, wie sie bei naturwissenschaftlichen Experimenten am Platz ist. So erarbeitet der Titel dem Namen, dem er voransteht, einen semantischen Mehrwert. Das Wort des Vorstandsvorsitzenden, der den Titel führt, wiegt öffentlich schwerer als das eines anderen, dessen Name nicht vom akademischen Initial skandiert wird. Publizisten, die ihn dem Namen voranstellen, sprechen mit anderem Gewicht, Experten mit anderer Autorität.

Die Urszene dieser Ökonomie spielt im mythischen Hain des athenischen Heros Akademos, in jener Weihstätte des Wissens also, die Platon seinerzeit angekauft hatte, um eine *akademía* begründen zu können. Jahrhunderte später von der Scholastik gepachtet, hört die Abgeschlossenheit dieses Hains seither nicht auf, Söhne und Töchter hervorzubringen, die in der Welt wirken. Was ihrem akademischem Titel als Name nachfolgt, klingt oder liest sich im Zeichen eines „Dr.“ jedenfalls anders. Wo immer sie das Wort ergreifen, sprechen sie nicht mehr nur für sich, sondern wie im Resonanzraum eines Wissens, das von altersher kommt. Es sprudelt aus antiken Quellen, wie sie von Mittelalter und Renaissance freigelegt wurden: Was immer der Doktor, was immer die Doktorin zu sagen haben mag, wird von einer Aura umstrahlt, die aus der Abgeschlossenheit dieses mythischen Hains rührt. Einer unerschöpflichen Bürgschaft gleich, erweitert der Titel den Kreditrahmen der Sprechenden unabsehbar. Er eröffnet ihnen die Ökonomien eines symbolischen Kapitals, das anderen nicht zu Gebote steht. In ökonomischen Begriffen wird deshalb über den Titel auch zu verhandeln sein.

Nicht umsonst ist es nämlich zunächst harte Arbeit, die zu leisten hat, wer promoviert werden möchte. Mag die Urkunde auch verliehen werden, so will sie vor allem durch Fleiß erworben worden sein. Erstmals im Jahr 1219 wird die Verleihung eines Doktorgrads beurkundet, ironischerweise an der Universität zu Bologna, einer Stadt also, deren Name auch neuerdings wieder von sich reden machte. Bis dahin war der „doctor“ eher eine Standesbezeichnung gewesen und kaum an wissenschaftliche Leistungen gebunden. Nunmehr aber beginnt das Wissen behutsam, sich auch von den Klöstern zu emanzipieren, nimmt es städtische Züge an, in denen sich bereits Physiognomien des Renaissance-Menschen vorzeichnen. Aufopfernd hat er sich seinem Gegenstand hinzugeben, und rigide greifen am Ende industrielle Normen: in kräftezehrenden Tagen, in heftig durchkämpften Nächten hat er den Nachweis zu erbringen, der Leihgabe einer Promotionsurkunde würdig zu sein, die von den Kreditinstituten des Wissens verliehen wird. Bürgerliches Arbeitsethos wird allemal vorausgesetzt, wo einer des Titels teilhaftig werden will. Den Doktor adelt nicht die Herkunft; ihn adelt die Entsagung, der er sich unterzog, um Doktor zu werden.

Faszinosum des Kriegsherrn

In der Person zu Guttenbergs nun, so hatte es dessen Legende versprochen, habe sich das Geburtsrecht alter Adelsgeschlechter mit bürgerlich verfassten Leistungsprinzipien untrennbar verbunden, die alles Verdienst aus harter und selbstloser Arbeit hervorgehen lassen. Am 23.7.2009, zu einer Zeit also, in der man noch unisono an der Legende des Freiherrn strickte, veröffentlichte die *ZEIT* eine Hymne Jens Jessens auf den Minister, die dies in knappe Formeln goss: „Ein kluger Standesgenosse hat einmal gesagt: Adel, das sei starkes Familien- und Standesbewusstsein bei schwachem individuellen Selbstbewusstsein. Und in der Tat sieht man auch schon den Aristokraten vor sich, wie er sich ängstlich aus seiner Burg hinaus in das bürgerliche Gelände tastet, wo nichts von dem gilt, was ihn von Geburt stolz macht, sondern nur noch: Leistung, Leistung, Leistung.“

Jessen wird kaum geahnt haben, wie präzise dies den Schauplatz des folgenden Eklats bereits vorzeichnete, an dessen Ende sich der Edelmann wieder auf seine Burg zurückziehen musste. Wenig später sollten sich nämlich alle Affekte, die dem Plagiator zu Guttenberg entgegenschlugen, zur Anklage verdichten, bürgerliches

Arbeitsethos und ökonomisches Leistungsprinzip verletzt zu haben. Derart zerbrach dann die Einheit von Edelmann und Bürger, und am Titel konnten sich Nachhutgefechte längst ausgetragener Klassenkämpfe neu entzünden. Enttäuschung wie Verbitterung machten sich angesichts eines Adels breit, der sich sogar den akademischen Titel noch angeeignet hatte wie sein Vorfahr das Hab und Gut aufrührerischer Bauern. Abrupt unterbrach dies aber nicht nur den Nimbus des Freiherrn, sondern auch die Spektakel einer Tagespolitik, die kriegspolitisch längst vor ähnlichen Problemen wie diese Vorfahren steht: wer sollte nun, ähnlich charismatisch wie zu Guttenberg, anstehende Militärreformen vollenden, die Truppe auf die Höhe asymmetrischer Kriege bringen und das Publikum außerdem noch in Taumel der Akklamation versetzen?

Herfried Münkler hat überzeugend die These vorgetragen, dass die künftigen Kriege „nachstaatlichen“ Charakter tragen werden. Sprunghaft werden sie militärökonomisch ebenso privatisiert, wie es dem umlaufenden Reichtum geschieht, der in globalem Maßstab zur Beute transnationaler Rackets wurde. Selbst der Warlord der Bürgerkriege erscheint auf diese Weise noch als Gestalt des Globalen: „Im Prozess der wirtschaftlichen Globalisierung sind Kriege billig geworden, und offene Kriegsökonomien lassen sich relativ leicht errichten. Unter diesen Umständen ist großräumig und langfristig organisierte Gewaltanwendung, als die man Krieg definieren kann, wieder zunehmend lukrativ geworden, und das wiederum hat entscheidend dazu beigetragen, dass es in den letzten zwei Jahrzehnten zu einer umfassenden Entstaatlichung und Privatisierung des Krieges gekommen ist.“¹ Die Asymmetrie kommender Kriege findet nicht zuletzt in dieser Kriegsökonomie ihren Ausgang. Sie nötigt die Staaten zu einem Umbau militärischer Strukturen, die auf anderer Ebene nur wiederholen, was schon das vorstaatliche Militärwesen der Renaissance ausgezeichnet hatte: eine komplexe, irreguläre Gewaltökonomie von Kriegsherren, Söldnern, Landsknechten und marodierenden Haufen, die nicht zuletzt auf eigene Rechnung agieren.

Stets umgab der Flair des Vorstaatlichen auch zu Guttenberg wie ein Markenzeichen; dies zeichnete seine Eignung vor. In ihm ließ sich die „Lichtgestalt“ eines Adelsgeschlechts feiern, das sich vom gewohnten Betrieb der Politik unabhängig zeigte, ihm neue Souveränität, neuen Glanz und unverbrauchte Entschlusskraft zu injizieren versprach. Der Edelmann als Popstar also: deshalb wohl soufflierte die

¹ Herfried Münkler: *Die neuen Kriege*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2002, S.173.

Affäre ihren Protagonisten dann auch Texte, deren Ungleichzeitigkeiten sich zu einem bizarren Rollenbuch fügten. Eben noch hatte man den forschen Baron nebst schöner Gemahlin erlebt, wie er sonst nur in Groschenromanen umgeht; ebenso den burschikosen Landesherrn, dessen Leutseligkeit Subalterne in Glückstaumel versetzt; ein Szenenwechsel nur, und man sah den entschlossene Transatlantiker, den Militär-Reformer, der sich im *battle dress* im Feldquartier unter seinen Soldaten zeigt; oder wie er im ACDC-Shirt die Wehrpflicht kassiert und den militärischen Betrieb zeitgleich auf weltweit offensive Waffengänge umstellt. Alle Rollen übergreifend jedoch: „K.T.“, den Kommunikator und Tausendsassa, dem sich alles, was er berührt, in einen Triumph seines Charismas verwandelt.

All das aber zerplatzte am Plagiat und hinterließ eine klaffende Lücke, die von den meisten Kommentatoren wortreich beklagt wurde. Denn wer hätte vom „Krieg“ in Afghanistan ähnlich unverhohlen sprechen können wie zu Gutenberg? Horst Köhler etwa hatte noch zum Rücktrittsgrund gereicht, was er der Öffentlichkeit über die ökonomische Interessenlage kommender Kriege mitgeteilt hatte. Erst dem Flair eines zu Gutenberg dagegen konnte zum Triumphzug geraten, was sich im Bericht der *dpa* dann zu Grundzügen einer neuen Militärdoktrin verdichtete: „Der Bedarf der aufstrebenden Mächte an Rohstoffen steigt ständig und tritt damit mit unseren Bedürfnissen in Konkurrenz“, sagte Gutenberg. Diese könne zu neuen Krisen führen. Die Verknappung der Rohstoffe beeinflusse das wirtschaftliche Wohlergehen Deutschlands. „Da stellen sich Fragen auch für unsere Sicherheit, die für uns von strategischer Bedeutung sind.“ (*WELT*, 9.11.2010) Dieser Eintritt in eine Ära hoch spezialisierter Einsatzkräfte und weltweit projektierte Waffengänge jedenfalls verlangte nach einem Faszinosum, für das zu Gutenberg wie geschaffen war. Wo immer er auftrat, fragte niemand mehr nach, wie er die Konkurrenz mit den aufstrebenden Mächten im einzelnen auszutragen, weltweite Konflikte um Rohstoffe und Verkehrswege militärisch auszugestalten gedenke.

Längst hatten Aura und Charisma nämlich kassiert, was einem Gedanken nahegekommen wäre. Der Nimbus der Lichtgestalt erstickte jeden Einspruch, je souveräner sie in den Magazinen, in den Leitartikeln und Talkshows erstrahlte. Hier faszinierte sie vor allem den Pöbel, der sich am Spektakel berauschen lässt. Nicht weniger aber bewies der Minister federnde Leichtigkeit, technokratische Präzision und Leistungsfähigkeit, demonstrierte er den „Eliten“, die ihn bestellt hatten, Entschlussfähigkeit, Energie und auch personalpolitisch eine feste Hand. So konnte die Gutenberg-Legende zwei unvereinbar scheinende Welten miteinander versöhnen: die der

faszinierten Berausung hier, die des technokratischen Ordos militärpolitischer Dezision dort. Was die einen als Glanz blendete, feierten die anderen als Inbegriff technokratischer Effizienz: Leistung, Leistung, Leistung. Kein Wunder, dass zu Gutenberg auch akademisch mit „summa cum“ hatte abschließen müssen.

Ökonomie des Titels

Im Eklat jedoch zerbrach, was das Unvereinbare zusammengehalten hatte. Schlagartig wurde die Gutenberg-Legende um ihre Kreditwürdigkeit gebracht, zerfiel die Erzählung vom Edelmann als Bürger einer postdemokratischen Welt. Nie, so stellte sich nun heraus, war dessen Charisma anderes als ein postmodernes Zeichensystem gewesen, dessen Konstellation ebenso unwahrscheinlich wie artifiziell geblieben war. Weshalb aber kollabierte es ausgerechnet am akademischen Titel, so als sei der die verwundbarste Stelle dieses Zeichensystems gewesen? Welche Rolle spielte dieser Titel, der die Causa zu Gutenberg auslöste? Was überhaupt machte den Titel derart unverzichtbar, dass der Freiherr ihn sich aneignen musste? Was etwa ließ auch einen regelmäßigen Talkshow-Gast wie Prof. Dr. Arnulf Baring erstaunt bekennen, als Träger eines Adelstitels hätte er ja auch nicht promovieren müssen? Und wie konnte der akademische Titel über Wochen zum Streitobjekt einer heftigen öffentlichen Debatte avancieren, an der sich die Republik entzweite?

Docere (gr. *dókein*) heißt lehren oder belehren; und *doctus* ist, wer belehrt wurde. Als *doctor* aber wird er selbst zum Lehrer oder Lehrmeister, verwandelte er sich vom Empfangenden in einen Aktivposten des Wissens. Die Initiation, die er erfährt und seither als Initial im Namen führt, weist ihn als Eingeweihten aus. Mag er von nun an auch Dummheiten und Trivialitäten von sich geben, die bei anderen unentschuldigbar wären: der Titel exkulpiert ihn, und darin besteht sein unschätzbare öffentlicher Wert. Noch jede Niedertracht, die sich sein Träger zuschulden kommen lässt, erglänzt im Licht dieser Initiation. Einer unerschöpflichen Bürgschaft gleich verleiht sie ihm fast unbegrenzten öffentlichen Kredit. Ganz so, als fungiere dieser Titel wie die Golddeckung einer Notenbank, die es ihrem Inhaber erlaubt, seine weiteren Äußerungen wie Papiergeld auszugeben und zirkulieren zu lassen, beglaubigt er jeden weiteren Satz, den er in Umlauf setzt.

Insofern aber gehorcht das System des Titels einer strengen Ökonomie. Zwar folgt sie eigenen Regeln, doch nicht weniger weist sie alle Merkmale profanen Wirtschaft-

tens auf. Beispielsweise förderte die Guttenberg-Debatte in ihren unvermeidbaren Niederungen einige Hochrechnungen zutage, die den akademischen Titel in Geldwert ummünzten. Wer promoviert hat, kann sich ihnen zufolge bessere Karrierechancen ausrechnen. Nicht weniger genießt er gewisse Vorteile bei Bewerbungsgesprächen und der künftigen Zuordnung zu lukrativen Gehaltsklassen. Tatsächlich kommt die Erarbeitung des Titels insofern einer veritablen Investition gleich. Wer seine Zeit hier anlegt, legt den Grundstock eines Kapitals, das sich aller Voraussicht nach auszahlen wird. Von marginaler Bedeutung ist dabei, ob er seine Arbeit einem Thema gewidmet hat, das auch wissenschaftlich einige Virulenz aufweist. Und was immer die Promotionsordnungen vorschreiben mögen: von untergeordneter Bedeutung ist ebenso, ob diese Arbeit tatsächlich zur Erweiterung oder Neugruppierung dieses Wissens beitrug. Ein Blick in die überwiegende Mehrzahl abgeschlossener Dissertationen wird dies bestätigen. Wen könnte „Die berufsrechtliche Stellung der Wirtschaftsprüfer in Wirtschaftsprüfungsgesellschaften“ (Wolfgang Schäuble) tatsächlich fesseln, und wer dürfte sich von „Jugenddelinquenz und Alkohol. Ein Beitrag zur Persönlichkeit des Alkoholtäters“ (Peter Struck) oder von „Der Hausfriedensbruch im Lichte aktueller Probleme“ (Edmund Stoiber) bahnbrechende Einsichten versprechen, die das epistemische Gefüge erschüttern würden? Entscheidend allein ist, dass eine Dissertation genug Plausibilität enthält, um einen begründbaren Anschein zu erzeugen: Als Kapital angelegt, das sich rentieren soll, muss sie jenes Minimum an Kreditwürdigkeit aufweisen, das eine Verleihung des Titels erlaubt.

Denn nicht weniger spielt dabei der „Ruf“, die Reputation des „Doktorvaters“ oder der „Doktormutter“ selbst eine Rolle. Wo sich etwa herausstellt, dass sie die Zirkulation umlaufender Titel einer inflationären Bewegung aussetzen, ist es bald auch um ihre Kreditwürdigkeit geschehen. Ebenso geht es der Institution, der sie angehören, der Universität oder Hochschule, die für den Wert des Titels einsteht. So wie die Notenbank umlaufendes Geld, so muss die *universitas* das Geld des Wissens knapp halten, um einer Entwertung ihrer Emissionen zuvorzukommen. Sie könnte das gesamte System einer Art Finanzkrise aussetzen. Nicht nur zu Guttenbergs Arbeitsmoral sah sich deshalb massiven öffentlichen Einwänden ausgesetzt. Nicht weniger konnte sein „Doktorvater“ erleben, wie rasch der Wert seines akademischen Kapitals zerfiel, als die Affäre öffentlich wurde. Und auch die Universität Bayreuth wird einige Mühe haben, ihre öffentliche Kreditwürdigkeit wieder herzustellen.

Die Einführung ökonomischer Begriffe in die Ordnung akademischer Titel ist insofern kein bloßes Spiel einer Metapher. Diese Ordnung stellt tatsächlich ein verletz-

bares Regularium der Ausgabe und Einnahme dar. Sie erst macht Investitionen und Gewinne kalkulierbar, und stets kommt die Initiation zum *doctor* deshalb einer einschneidenden Kapitalisierung des Wissens gleich. Nicht von ungefähr erweist sich der Begriff „geistigen Eigentums“ als äußerst sensibel. Dessen Integrität muss in jeder Arbeit geschützt werden, die veröffentlicht, in jedem Satz gesichert bleiben, der niedergeschrieben wird. Techniken der Zitation garantieren, dass sich jeder Einsicht ein Urheber, jeder Idee ein Autor zuordnen lässt. Fußnoten dokumentieren, auf welchen Wegen der angehende *doctor* die Terrains des Wissens durchquerte, um sein Produkt herzustellen; sie halten fest, welchen Quellen er sich zuwandte, um sich zu laben oder mit Rohstoffen oder Halbfertigprodukten zu versorgen. Bereits ein Begriff, umso mehr jeder Satz trägt Züge eines unveräußerlichen Eigentums. Zwar mag es entlehnt, nicht aber darf es vereinnahmt werden. Darin zirkuliert die Ökonomie dieses Eigentums nämlich auch karrieretechnisch: Längst scannen Programme ganze Bibliotheken, um zu verrechnen, wie oft ein Autor veröffentlicht hat und wie oft das Veröffentlichte zitiert wurde. Dies mehrt nicht nur sein akademisches Kapital, sondern quantifiziert seinen Wert, was weitreichende Auswirkungen auf Stellenbeschreibungen, auf Vertragsverlängerungen und die Anstellungsbedingungen hat, die er genießt.

Vom einzelnen Satz bis zur Systematik des Apparats, von den Techniken der Zitation bis zu den Architekturen der Wissensbestände und Forschungshierarchien: auf allen Ebenen ist das Wissen in eine Ökonomie der Verrechnung, Aneignung und Mehrung von Eigentum eingelassen. Strikt folgt es einer Logik der Verwertung, wird es zur Materiatur, an der sich der Mehrwert eines symbolischen Kapitals darstellt, bildet und akkumuliert.

Unbegrenzter Widerstand

Diese Logik mag immerhin die Erbitterung erklären, mit der dann gestritten wurde. Im Eklat, zu dem die *causa* zu Guttenberg geriet, traten zwei Ökonomien miteinander in Konflikt. Wo sich der Bürger gezwungen sieht, Niederungen der Recherche zu durchqueren, in denen er seine Fußnoten wie ein Spurengewebe hinterlässt, wollte der Freiherr den wissenschaftlichen Dienst des Parlaments beauftragen, so als gehöre der zum Gesinde des herrschaftlichen Guts. Und mochte er, nachdem dies ruchbar wurde, auch versichern, seine Dissertation in sieben quälenden Jah-

ren, in gedankenschwer durchwachten Nächten und neben seinen lastenden Pflichten als Schlossherr, Politiker und Familienvater erarbeitet zu haben: längst scholl ihm der Hohn entgegen, als Multimillionär habe er zumindest für seinen Lebensunterhalt nicht kellnern müssen. Zwar war die Kanzlerin mit ihrem Hinweis völlig im Recht, einen Verteidigungsminister, nicht einen wissenschaftlichen Mitarbeiter in Dienst gestellt zu haben. Doch längst ging es nicht mehr darum.

Längst hatte das öffentlich gewordene Plagiat der Guttenberg-Legende entzogen, was die *ZEIT* in Gestalt Jens Jessens als deren unentbehrliche Zutat identifiziert hatte: Leistung, Leistung, Leistung. Damit allerdings war der Fall entschieden. Nicht so sehr, weil bürgerliches Arbeitsethos noch in Kurs stünde; wo auch die Weltökonomie längst von faulen Papieren und Zertifikaten abhängt, deren Verbriefungstechniken Titel ohne Leistungsreferenz verleihen und zirkulieren lassen, dürfte diese Rücksicht kaum mehr als ein anachronistischer Affekt sein. Vielmehr stürzte zu Guttenberg, weil ein Zeichensystem zerbrach: in seiner Gestalt sollte sich die Souveränität des Kriegsherrn aus altem Geschlecht mit dem Versprechen technokratischer Effizienz und Leistungsfähigkeit gepaart haben. Ohne ein „summa cum“ wäre dieses unwahrscheinliche Konstrukt eines „postmodernen“ Simulakrums nicht vollständig gewesen.

Ungleichzeitig in sich, verwirrte der Eklat deshalb alle Rollen und Dialoge, alle Aufzüge und vertrauten Dramaturgien. Vermeintlich Konservative skandierten im Parlament jenes „Legal – illegal – scheißegal“, das sie sonst an ihren Phantomgegnern schreckt. Vermeintliche Sozialisten dagegen sorgten sich um den Wissenschaftsstandort Deutschland, den allgemeinen Sittenverfall, um wohlbürgerlichen Anstand und die bedrohte Reputation von Parlament und Regierung. Alles ging drunter und drüber; denn das Stück wurde längst auf allen Bühnen gleichzeitig gegeben: als Staatskomödie, Medienklamauk, als Soap, Lehrstück, Handgemenge im Internet und mittlerweile auch als juristisches Nachspiel. Für einen Augenblick schien es, als stehe im Zeichen des Titels die Kohärenz der Republik auf dem Spiel, zumindest aber, als sei eine ganze Gesellschaft am Wissen unendlich interessiert.

Um nicht weniger sollte es gehen als die Verteidigung bürgerlicher Standards, die das Verdienst des Titels an den instituierten Nachweis einer Leistung, an Entsagung und Anstrengung koppeln. Zu Guttenbergs Plagiat schien nicht weniger zu bedrohen als eine ganze Ökonomie des Wissens, dessen Wert und Unverletzbarkeit. Doch nichts spricht dafür, dass eine Ökonomie der „Leistung“ diesem Wissen tatsächlich Authentizität verleihen oder den Status des Unverletzbaren verbürgen

könnte. Auch dort, wo es sich in den Gegenstand einer unausgesetzten Kapitalisierung verwandelt, wird es subtil auf Abstand zu sich gebracht, wird es zur bloßen *Materiatur* eines Titels, der auf Arbeit und Mühe zurückgeführt wird. Im Medium eines immer komplexer werdenden Kreditsystems, zu dem die Universitäten wurden, unterwirft man das Wissen Bedingungen, die seine Resultate jedoch einer nicht weniger unauflösbaren Zweideutigkeit aussetzen, als sie im Plagiat oder einem erschlichenen Zertifikat zum Ausdruck kommt. Nicht erst der Politiker, der sich auf seinen Plakaten als „Dr.“ ankündigt, nicht erst der Vorstandsvorsitzende, der Publizist oder Experte, der sich inszeniert, als träte er aus dem mythischen Hain der platonischen Akademie in die Welt, kapitalisiert das Wissen. Nicht erst der Titel, der den Namen umkränzt, um ihn am Mehrwert arbeiten zu lassen, kommt einer Ausbeutung gleich. Dem gehen Techniken der Kapitalisierung voraus, die jene der Universität selbst sind, wenn sie Wissen nicht etwa in Wissen übersetzen, sondern im Titel ausmünzen, der den Anspruch auf unbegrenzten Kredit verbürgt. Dies allerdings verwandelt die Zertifikate selbst in ein Simulakrum: Im strengen Sinn ist jede Dissertation, mag sie auch „rechtmäßig“ erworben, aus eigener Arbeit hervorgegangen sein, ein *Plagiat*.

Dem Wissen nämlich geht es immer nur um sich. Es spielt um eine „Unbedingtheit“, die jener der Universität entspricht, wie Derrida gezeigt hat: sie aber wäre bereits in Vergessenheit geraten, wo sie Bedingungen ausgesetzt wird, und wären es die einer Ökonomie der Arbeit, der Mühe und des namentlichen Verdienstes. Tatsächlich partizipiert der Titel an der Golddeckung dieser Ökonomien, und von daher seine fetischistische Kraft. Gäbe es dagegen eine „scientific community“, eine *Commune des Wissens*, die ihrem Namen entspräche, so wäre sie allein dem Spiel dieses Wissens verpflichtet: der Disziplin dieses Spiels, der Immanenz der Regeln nämlich, die es hervorbringt, und nicht einer Hierarchie der Titel und akademischen Kapitalien, in denen es sich diskontiert und ausmünzen soll. Umso weniger könnte sich die „community“ auch in Rangordnungen einrichten, die sich in einer Hierarchie der Titel kodifiziert. Die Verpflichtung zum freien Spiel würde dem Wissen vielmehr erstatten, was es ist, und ihm die Kraft eines ebenso unbegrenzten Widerstands verleihen. Der Titel dagegen gehört zur Logik der Apparate, der Verwaltung eines *Procedere*, einem Reglement der Abläufe: ganz so, wie einen Führerschein muss vorweisen können, wer sich ans Steuer setzt, obwohl der Schein über seine tatsächliche Fahrtauglichkeit nur wenig sagt.

Wie aber ließe sich dem *éros* einer Selbstvergessenheit Ausdruck verschaffen, die sich kein gewinnbringendes Resultat verspricht, weil es in den Raum des Wissens vielmehr eintritt wie in ein unabschließbares Gespräch zwischen Lebenden und Toten? Und wie könnte es sich dabei den Begehrlichkeiten widersetzen, die sich an den Kredit des Titels heften wie an ein unerschöpfliches Kapital, dessen fetischistischer Kraft sich niemand entziehen kann? Ein Ausweg immerhin bliebe, vorläufig zumindest. Die Universitäten könnten einen Titel schaffen, der dieser Situation Ausdruck verleihen könnte und ihnen ebenso unbegrenzt verfügbar wäre: den „*Dr.*“ und „*Prof. pecuniae causa (p.c.)*“, einen Titel des Geldes wegen. Er ließe sich allerdings verkaufen, und wo er den *status quo* derart auf seinen unmissverständlichen Begriff bringt, also auch *politically correct* wäre, könnte er den Konflikt schlagartig entspannen. Indem er offenkundige Begehrlichkeiten befriedigt, würde er die unterfinanzierten Universitäten mit jenen Mitteln ausstatten helfen, derer sie dringend bedürfen, um sich des Spiels zumindest zu erinnern, dem sie im Innersten verpflichtet sind. Und jene, die in dieses Spiel eintreten, ohne sich davon einen Gewinn zu versprechen, dürften das endlich unbehelligt von Begehrlichkeiten tun. So wären die Verhältnisse zumindest manifest geworden, und allen wäre gedient.